

# Japan Forum



Das monatliche Informationsblatt des Japanischen Generalkonsulats

Vol. 103 / Okt. 2003

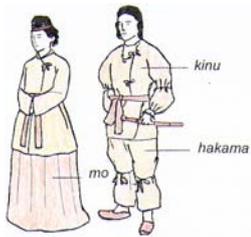
Liebe JF-Leserinnen und -Leser,

für viele steht der Kimono als Synonym für das traditionelle Japan und bezaubert in seiner Schönheit und Farbenpracht das Auge des Betrachters. Dabei vergisst man leicht, dass ihm vielfältige Gewandformen vorausgingen. Schon früh versuchte man, sich dem Geschmack der Zeit entsprechend zu kleiden. Und wer sich in bestimmten Kreisen bewegte, war auch im alten Japan mancherlei Modediktat bzw. Kleidervorschriften unterworfen. Daher wollen wir im Folgenden ein wenig durch die Jahrhunderte schlendern, um einen ersten Eindruck von der Mode in Japan zu vermitteln.

## Mode in Japan

**ÜBER** die Kleidung in frühester Zeit wissen wir kaum etwas, doch ist anzunehmen, dass sie auch in Japan aus Fellen und Pflanzen bestand, die mit Ketten, Armbändern und Ohrgehängen dekorativ aufgewertet werden konnten. Pflanzenfasern wurden z.B. gedreht und geflochten und damit im weitesten Sinn auch modisch gestaltet. Doch angesichts weniger Materialien und Fertigungsmethoden war die Kleidung einfach gehalten; sie musste vor allem praktischen Zwecken genügen, im Vordergrund stand die Sicherung des Lebensunterhaltes, nicht modische Erwägungen.

**IN** der Yayoi-Zeit (ca. 300 v.Chr. - ca. 300 n.Chr.) änderte sich dies allmählich. Denn zu den Geschenken, die der Kaiser von China um 200 v.Chr. dem japanischen Herrscher übersenden ließ, gehörten auch Seidenraupen und farbige Seidenstoffe. So fassten bald die Seidenraupenzucht und mit ihr verschiedene Webtechniken in Japan Fuß; weitere Impulse gab der Handel mit Nachbarländern wie China und Korea. Frühen Quellen zufolge bestanden z.B. die Gewänder der Frauen - ähnlich wie in der europäischen Antike - aus einem einzelnen Stoffstück. Doch im 4. Jahrhundert scheint Nähen in Japan Verbreitung gefunden zu haben. Wie die Kleidung der tönernen *haniwa*-Figuren zeigt, trug man über „Beinkleidern“ - einer weiten Hose (*hakama*), die in der Kniegegend zusammengebunden



Alltagskleidung im 4.-6. Jh.

sein konnte, bzw. einem langen Faltenrock (*mo*) - ein hüftlanges, in der Taille gegürtetes Hemd (*kinu*) mit schmalen Ärmeln, das an das Outfit der Helden in *Winnetou*-Filmen erinnert.

**WELCHEN** Wert man Textilien schon früh zumaß, zeigt sich schon daran, dass einige japanische Kaiser gezielt Weber aus dem Ausland anzuwerben suchten. Zudem verwendete man auch in Japan Stoffe zur Tributzahlung sowie als Gastgeschenk. Dies erklärt die große Zahl von über 100.000 Stoffen, die bis heute in der Schatzkammer Shōsōin in Nara erhalten sind und durch die uns viele Zeugnisse der Textilkunst vorliegen.

**MIT** der Einführung des Buddhismus und des chinesischen Regierungssystems im 6. Jahrhundert wurde China auch modisch für den japanischen Kaiserhof zum Vorbild. Prinz Shōtoku (574-622) erließ entsprechende Kleidervorschriften für den Adel und Hofbeamte, die in der zweiten Hälfte des 7. Jahrhunderts reformiert und der chinesischen Mode der



Hofkleidung d. Asuka-Zeit (593-710)

Tang-Zeit (618-907) angeglichen wurden. Allmählich entwickelten sich in Japan daraus zwei unterschiedliche Kleidungsstile: Die hart arbeitende Unterschicht bevorzugte weiterhin lockere Hemden und Hosen, in denen sie sich gut bewegen konnte; die Oberschicht hingegen wählte weich fließende, übereinander liegende Gewänder, die sich elegant drapieren und farblich miteinander kombinieren ließen. Dabei wird ersichtlich, dass auch die Architektur Mode beeinflussen konnte. Denn in der Heian-Zeit (794-1185) trug die offene Bauweise der Herrenhäuser, bei denen Wohnbereich und äußere Umgebung fast nahtlos ineinander übergingen, dazu bei, dass die Räumlichkeiten recht zugig waren. Was im feuchtheißen Sommer als erfrischend empfunden wurde, konnte sich in den kalten Wintermonaten als ungemütlich erweisen. Um sich warm zu halten, zog man daher gern mehrere Kleidungsschichten übereinander, so dass die eigentliche Figur kaum noch erkennbar war. Wie die Bezeichnung *jūnihitoe* (= „12 [ungefütterte] Gewänder“) zeigt, die nach dem 16. Jahrhundert für die formelle Frauenkleidung am Heian-Hof aufkam, konnten es bis zu zwölf, manchmal sogar bis zu 20 Gewänder sein.

**DAS** Farbempfinden war in der Heian-Zeit besonders ausgeprägt. Die Literatur ist reich an Farbeindrücken und Begriffen für Farbnuancen, und in Romanen und Tagebüchern begegnen uns ausführliche Schilderungen der Garderobe einer Person. Die geschmackvolle bis raffinierte farbliche Kombination der zahlreichen übereinander getragenen Lagen in Kontrasten oder sanften Abstufungen wurde zum neuen ästhetischen Ideal erhoben. Großes Vorbild waren natürlich der Kaiser und seine Gemahlin(nen), die aufgrund ihrer hohen Bildung, zu der auch ein wohlgeschulter Geschmack gehörte, stets durch ihre exquisite Farbwahl beeindruckten. Wer hingegen darin versagte, demonstrierte damit eine Unzulänglichkeit, die manchmal schwerer zu wiegen schien als moralische Vergehen. In der auf die schönen Dinge konzentrierten Welt des Müßiggangs bei Hofe wurde selbst der kleinste Fehler in der Farbzusammenstellung wahrgenommen. Ein Beispiel für eine derartige „Entgleisung“ schildert Murasaki Shikibu in ihrem *Genji*



Zeremonielle Kleidung am Hof der Heian-Zeit: sokutai für Männer, jūnihitoe oder karaginumo für Frauen

*monogatari* („Geschichte vom Prinzen Genji“, Anf. 11. Jh.): Eines der Gewänder einer Hofdame war an der Ärmelöffnung eine Spur zu blass (!), was sofort von der Umgebung mitleidig oder sogar missbilligend registriert wurde.

**IM** 13. Jahrhundert vermischten sich die Kleidungsstile der einfachen Bevölkerung und des Hofadels. Denn der zu Macht und Einfluss gelangte Kriegeradel musste sich gut zu Fuß bzw. zu Pferd bewegen können, was mit den am Kaiserhof üblichen stoffreichen Kleiderschichten nicht möglich war. Daher trugen die Samurai nur noch bei formellen Anlässen den aus der Heian-Zeit übernommenen *sokutai*, ansonsten legten sie ein auf die Jagd zurückgehendes Obergewand (*kariginu*) an. Im Alltag kombinierte man verschiedene Kleidungsstücke miteinander. Ein fester Bestandteil der Garderobe der Samurai wurde der ursprünglich vor allem bei Arbeitern verbreitete *hitatare* mit seinem breiten, vorn gekreuzten Kragen, bei dem man wie beim *kariginu* die weiten Ärmel mit Schnüren am Handgelenk zusammenbinden konnte.



Samurai-Kleidung der Kamakura- (1192-1333) und Muromachi-Zeit (1338-1573)

**DIE** Frauen der Samurai trugen zum *hitatare* meist ein gestepptes Untergewand aus Seide mit schmalen Ärmeln (*kosode*, Vorläufer des heutigen Kimono). In der Muromachi-Zeit (1338-1573) kam eine lange Jacke (*uchikake* oder *kaidori*) hinzu, die man bei besonderen Anlässen bzw. in kälteren Jahreszeiten anzog; sie fand in der Edo-Zeit (1603-1867) auch unter Bürgersfrauen Verbreitung und gehört heutzutage zur traditionellen Hochzeitskleidung der Braut.



Winterkleidung der Hofdamen in der Muromachi- und Azuchi-Momoyama-Zeit (1573-1603)

**ALS** Mitte des 16. Jahrhunderts die ersten Europäer ihren Fuß auf japanischen Boden setzten, imitierte man zeitweise ihre Kleidung, z.B. ihre Röhrenhosen; ihre Pfeifen, sogar ihre Kreuze avancierten zu beliebten Accessoires. Überdies beeinflusste der Handel mit China die Mode in Japan, und mit dem neuen Prachtempfinden mächtiger Feldherren wie ODA Nobunaga und TOYOTOMI Hideyoshi in der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts wurde auch die Kleidung etwas luxuriöser. Frauen und Männer trugen im Alltag meist *kosode* und *hakama*, doch wenn Samurai dem Shōgun ihre Aufwartung machten, zogen sie zum *hitatare* ein

westenähnliches, ärmelloses Obergewand (*kataginu*) mit betonten Schultern an. Auch der *dōbuku*, eine seit der Muromachi-Zeit bei Beerdigungen und anderen buddhistischen Zeremonien verwendete Überjacke, gehörte bald zur Alltagskleidung.



Samurai-Hofdress in der Azuchi-Momoyama- und der Edo-Zeit

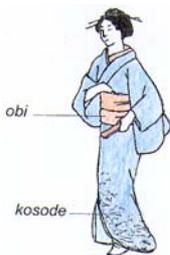
In dieser Zeit kam die Mode auf, einen langen Stoffstreifen, den sog. *obi*, um die Taille zu binden, um den *kosode* bzw. seinen Nachfolger, den Kimono, zusammen zu halten. Der *obi* war an sich nichts Neues; es hatte ihn bereits rund 1000 Jahre vorher gegeben, doch war er in der Heian-Zeit außer Gebrauch gekommen und erst gegen Ende des 15. Jahrhunderts wieder aufgetaucht. In der Männermode blieb der *obi*, an dem die Samurai ihre Schwerter befestigten, schmal und unauffällig. In der Damenkleidung hingegen verbreiterte er sich auf rund 30 cm oder mehr und entwickelte sich im Laufe der Edo-Zeit zu



Alltagskleidung der Samurai in der Edo-Zeit

einem der wichtigsten Bestandteile der Frauengarderobe, der bis heute die Blicke auf sich zieht. Mit einer Länge von bis zu 4,5 m bot der *obi*, der außerordentlich kostbar aus Seidenbrokat o.ä. gearbeitet sein konnte, gerade dem neureichen Bürgertum Gelegenheit, seinen Wohlstand mit Hilfe der Damenwelt im Alltag eindrucksvoll zur Schau zu stellen.

INZWISCHEN hatte sich der *kosode* für Frauen und Männer der unterschiedlichsten Berufssparten gleichermaßen zur Basiskleidung entwickelt, die wir heutzutage als Kimono (wörtl.: „etwas, das man trägt“) bezeichnen. Er fungierte nun nicht mehr als Unter-, sondern als Obergewand. Ähnlich wie beim *obi* wurden die Kimonostoffe in der Edo-Zeit immer ausgearbeiteter und abwechslungsreicher, da neue Web- und Färbetechniken eine Vielfalt an Gestaltungsmöglichkeiten zuließen. Hatte in der Heian-Zeit der Reiz in der stimmigen Kombination einfarbiger Gewänder bestanden, so begeisterte man sich nun für bunte Muster, die anfangs den gesamten Stoff bedeckten, später spezielle Partien (Schultern, Saum, Hüften etc.) akzentuierten. Besonders farbenprächtige Ergebnisse ließen sich mit der *yūzen*-Technik erzielen, doch auch viele andere Fertigungsmethoden fanden Anwendung. Als die Shōgunats-Regierung der verschwenderischen Prachtdemonstration des Bürgertums mit Kleidervorschriften entgegentrat, setzten sich schlichte, klare Dekors durch, zu denen immer aufwändigere Frisuren wirkungsvoll kontrastierten.



Formelle Kleidung verheirateter Frauen in der Edo-Zeit

WESTLICHE Mode hielt - abgesehen von dem kurzen Zwischenspiel im 16. Jahrhundert - erst zu Beginn der Meiji-Zeit (1868-1912) Einzug in Japan. Anfangs trug das Gros der Bevölkerung weiterhin einen Kimono, je nach Gelegenheit mit *hakama* und *haori* kombiniert, doch für Militär, Polizei und Postboten übernahm man westliche Uniformen. Allmählich entwickelte sich ein gelegentlich kurios anmutender Misch-

stil, bei dem zur traditionellen japanischen Kleidung ein europäischer Hut oder bei Frauen westliche Stiefel hinzutreten konnten. Wer sich „modern“ präsentierten wollte, kleidete sich komplett europäisch. Zu Beginn der Shōwa-Zeit (1926-89) hatte sich bei Männern - vor allem in der Geschäftswelt - der westliche Anzug weitgehend durchgesetzt, und viele Frauen trugen auch zuhause immer häufiger abendländische Kleidung.



Alltagskleidung in der Meiji- und frühen Taishō-Zeit (1912-1926)

WÄHREND des 2. Weltkrieges war für in der Kriegsproduktion tätige Frauen eine lockere Hose (*monpe*) vorgeschrieben, wie sie unter Bäuerinnen verbreitet war. Doch nach Kriegsende übernahmen die Japanerinnen rasch die langen, engen, breitgegründeten Röcke aus den USA, und bereits ab 1948 gelangten auch Pariser Modelle von Christian Dior über Amerika nach Japan. In den 1950-ern, als nur wenige Japaner die Möglichkeit hatten, ins Ausland zu reisen, prägten Filme den Geschmack der Zeit, unter ihnen z.B. *Sabrina* mit Audrey Hepburn. Die 1960-er Jahre waren geprägt von der jungen Generation: Prêt-à-porter trat an die Stelle der Haute Couture, lässige Mode ersetzte formelle Kleidung. Und obwohl die japanischen Medien gewarnt hatten, der Minirock sei für die Figur der Japanerin ungeeignet, trat er mit dem Japanbesuch Twiggys 1967 auch dort seinen Siegeszug an und blieb bis ca. 1974 populär.

BEI jungen Japanern verbreitete sich in der 2. Hälfte der 1960-er Jahre ein Stil, der sich an die damalige College-Mode der privaten amerikanischen Eliteuniversitäten (Ivy League) anlehnte und in den 70-ern auch bei Frauen Fuß fasste. Im Gegensatz dazu favorisierten Firmenangestellte Anzüge in gedeckten Grautönen, die ihnen bei manchen den wenig schmeichelhaften Spitznamen „Kanalratte“ (*dobunozumi*) eintrugen; erst im Laufe der 1980-er Jahre brachten junge Leute mit flotten Designer-Anzügen frischeren Wind in die nüchterne Geschäftswelt.

WICHTIGE Begriffe in der Damenmode der 1970-er waren „feminin“ (*onnarashii*) und „erwachsen wirkend“ (*otonappoi*), stets spielte aber auch das Attribut „süß“ (*kawaii*) eine Rolle. Als Japan in den 1980-ern vom Wirtschaftsboom erfasst wurde, setzte sich eine Vorliebe in Japan durch, die vielerorts noch heute als typisch japanisch gilt: die Begeisterung für Produkte bekannter Designer und Label (jap.: *DC burando*). Denn Japaner wissen Qualität zu schätzen und geben selbst in Zeiten wirtschaftlicher Rezession große Summen für Markenwaren aus.

DER junge Designer MARUYAMA Keita hat es sich zum Ziel gesetzt, junge Japaner für den Kimono zu gewinnen, wofür er im Herbst 1999 sogar eine eigene Kimono-Kollektion kreierte. Mit dieser Idee steht er nicht allein. Denn in Kyōto läuft in diesem Jahr eine umfassende Kampagne zur Förderung der lokalen Kimono-Industrie: Konnte man in den letzten Jahrzehnten den Kimono oft nur noch bei besonderen Gelegenheiten - an Neujahr, zur Volljährigkeitsfeier, beim Universitätsabschluss, einer Hochzeit etc. - oder bei der Ausübung traditioneller Künste entdecken, so bieten nun Hotels besondere Pakete mit Kimono-Anprobe an, Verkehrsunternehmen gewähren Passagieren im Kimono 10% Preisrabatt, und Studenten der Universität Kyōto führen verschiedene Aktionen durch, um den Kimono bei der breiteren Bevölkerung populär zu machen.

DOCH sollte man Japan nicht auf den Kimono reduzieren. Längst haben sich in der internationalen Modeszene japanische Designer wie (TAKADA) Kenzō, MIYAKE Issei, KAWAKUBO Rei, MORI Hanae, YAMAMOTO Yōji und die für ihre Brautkleider bekannte KATSURA Yumi etabliert und bereichern mit ihren japanischen Wurzeln, die immer wieder bei der Wahl der Stoffe, Muster und Schnitte zutage treten. Beispielsweise verwendet MORI Hanae Schriftzeichen als Stoffmuster oder setzt Kimonoärmel an Abendkleider, zugleich belebt sie traditionelle japanische Lackwaren mit ihrem zum Markenzeichen gewordenen Schmetterlingsdekor. YAMAMOTO Yōji wiederum begeistert derzeit Sportler wie Fachleute mit seiner Adidas-Kollektion „Y3“, bei der er das verpönte Jogginghosen-Schlabber-Outfit durch klare, strenge Schnitte neu definiert; nebenbei entwirft er Kostüme und Bühnenbilder für einige der bedeutendsten Opernhäuser und Ballettensembles der Welt. Und wir werden mit Interesse die Kleidung der japanischen Olympiateilnehmer in Athen 2004 verfolgen, mit deren Entwurf Kenzō gerade beauftragt wurde.

NICHT nur durch Modeschöpfer, sondern auch durch die Verwendung neuer Materialien macht Japan immer wieder von sich reden. So entwickelte HAMAI Kōji *washi*-Jeans (*washi-denimu*), bei denen er fadenähnliche Papierstreifen aus handgeschöpftem Japanpapier mit Baumwolle kombinierte. Damit erreichte er einen hohen Tragekomfort, da die Kleidung durch den Papieranteil im Winter gut isoliert, im Sommer hingegen kühlt und dabei relativ leicht ist.

MODEVORBILDER der japanischen Jugend sind heutzutage Pop- und Filmstars, Rapper und Extremsportler, auch wenn es derzeit schwer ist, eindeutige Modetrends herauszufiltern. Gab es in den 1980-ern noch den figurbetonten *bodikon* („body-conscious“) - Stil junger Discogängerinnen, der manche Gemüter erhitze, sowie den legeren *shibukaji* („Shibuya casual“) - Stil, so kamen und gingen mit Ende des Wirtschaftsbooms in den 1990-er Jahren die unterschiedlichsten Strömungen, oft existierten mehrere Stile nebeneinander. Typisch waren z.B. die Mittel- und Oberschülerinnen mit kurzen Röcken und dicken, halb heruntergerutschten weißen Wollsocken; und in Jugendvierteln wie Shibuya und Harajuku begegnete man jungen Mädchen, die mit blondierter Haarmähne und extrem dunkel gebräunter Haut mehr oder minder geschickt in Minirock und hohen Plateau-Sohlen einherstakten.

WÄHREND sich vor noch gar nicht langer Zeit die japanische Jugend modisch vorwiegend an Amerika orientierte, scheint sie inzwischen eigenständiger und selbstbewusster geworden zu sein. Anders als bei ihren älteren Geschwistern und bei der Generation ihrer Eltern sind es nicht mehr unbedingt die großen Designerlabel, die für die jungen Leute zählen; vielmehr geht es um Originalität und Individualität - Begriffe, die das Ausland bisher nur selten mit Japan verband. Nun reisen westliche Trendscouts nach Tōkyō, um unter den dortigen Jugendlichen nach neuen Motiven zu suchen und herauszufinden, wohin der Geschmack driftet. Man darf gespannt sein, wie sich das 21. Jahrhundert modisch entwickelt und wann Modetrends aus Japan genauso nach Deutschland herüberschwappen wie Gameboy, Pokemon und Tamagotchi.